Die andere Welt [Schluss]

Autor(en): **Matthey, Maja**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-575828

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ihre Hausgenossen, Freunde und Freundinnen, groß und klein, zum dampfenden Kaffee- oder süßen Schokoladetopf ein, um im vergnügten Kreis der einbrechenden Winternacht entgegenzuscherzen. Sie beging den Abend feierlich, indem sie, von Schnee und Eis umgeben, wie Jacobi verrät, über die noch bevorstehenden rauhen Monate weg dem näher gerückten Frühling schon wieder in sein holdes Antlitz sah. Diese kluge und betagte Freundin hatte nämlich zuvor in ihrem gefühlvollen und vernünftigen Alter alljährlich nur ein einziges Mal beklemmende Todesfurcht verspürt, eben in der ausgedehnten und längsten der Winternächte. Darum hatte sie sich ein lebensfrohes Gegengewicht geschaffen am Freundschaftstisch. Als sie gar in einer glücklichen Stunde noch in einem Wort von Michel de Montagne den Trost fand: Allons sans peur où tant de braves gens sont allés, da fuhr es plötzlich durch ihre ganze schöne Seele wie elektrisches Feuer. Und von diesem Augenblick an genoß sie das festlich gemilderte Verhängnis des kürzesten Tages noch inbrünstiger.

Lips läßt die belesene Frau auf seinem radierten Blatt unter ihren Gästen sitzen in der Faltenhaube. Hinter ihr verhüllen links und rechts die stillen Scheiben der Fenster das Wintertreiben draußen, und zwei ovalgerahmte Bildnisse haben die geschmackvolle Standuhr auf dem Kasten und den Wandspiegel in ihrer Mitte. Das alles lächelt nieder auf den runden Plaudertisch. Ach, die gemütlichsten Reize bieten stets die runden Tische! Da sitzen die Festenden im vertrauten Zirkel; die jungen Schönen haben den Gürtel unter der Brust geknüpft und im Haar ein Band, worüber neckisch die Locken hangen; die Jünglinge und Männer tragen den schlankschößigen, farbigen Frack jener Zeit. Sie alle nehmen der langwährenden Nacht ein Stück weg; sie erzählen feingespitzte Scherze, sie bereden Welt und Staat, sie flüstern über Schönheit und Empfindung, über alte und neue Zeit — edle Künste und Literatur vielleicht. Die Begebenheiten des Tages, selbst die des kürzesten mit der spärlichen Sonne, haben sich gehäuft und werfen ihre Räuchlein in die Luft. Die dreibeinige Kaffeekanne mag aus Kupfer oder Silber sein. Man vermutet ein Kamin an der Zimmerwand. Die ein wenig geistvolle und ein bißchen ernste und gefühlsselige Behaglichkeit liegt über der Tafelrunde, und die junge Munterkeit steckt bei dem Lockenkind im Hängerkleid und bei dem Buben am Spieltischchen. Einzig diese beiden kleinen Leute da kommen nicht aus dem achtzehnten Jahrhundert heraus, alle andern haben die Jahrhundertwende miterlebt ... Item, als Jacobi den Farbenbogen des Schaltjahrs 1804 in siebenfachem Schein über sein Taschenbuch der „Iris" ausspannte, fiel der Thomastag auf einen Freitag, auf Decadi, den 30 frimaire nach geltender Zeitrechnung. Daraufhin spendete das Lipssche Bildchen seinen guten Ratschlag. Dem eiskalten kürzesten Tag sollte ein sanfter Seufzer der Erleichterung gelten. Da feierte die Hoffnung. Das war nun die Kunst: man mußte sich dem Trüben zu entziehen wissen, ins Helle schauen, selbst im Regenschauer schon dankbar die in der Wolke niederschwebende milde Göttin Iris grüßen.

Ist es nicht, als ob der Künstler Lips, als er — wenige Jahre nach Chodowieckis Tod — sein liebreizendes Interieur stach, Jacobis warmherzig vergoldende Federspitze dazu verwendet hätte?

O. A.

Die andere Welt.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Maja Matthey, Zürich.

III (Schluß).

Seit jener Zeit war eine geheime Feindschaft zwischen dem Meister und dem Gesellen. Keiner gab es laut zu, jeder kaute heimlich daran. Ueber dem Grabe des Sizilianers hatten sie sich die Hand gegeben und auf dem Heimweg Eleonora in ihre Mitte genommen. Innerlich sahen sie sich mit feinden Augen an. Einer bewachte den andern, einer beargwöhnte den andern. Dazwischen gaukelte das

Sonnenstrählchen, pflegte die Frau und sprach am Abend jenes Gebet, das Bruccla gesprochen, als er in seiner Todesnot sich der Eleonora erinnerte. „Ave Maria, regina del cielo e della terra," seufzte Nora abends in ihre Kissen, neben der Meisterin.

„Was wälscht das Meitlein alleweil am Abend?" sann die Meisterin. Sie fühlte sich immer schwächer und vermochte kaum noch den Kopf aus den Kissen zu heben.

Mit bangen Augen sah der Geselle, wie es bergab ging mit der Meisterin. Nachher war der Schmied frei! Da hatte er das Nachsehen. Das Blut schoß ihm heiß in die Schläfe. Er schlug so wild auf das Eisen, daß die Kranke im Bett hochschoß.

„Schau, Nora, was hat der Bursch, daß er auf das Eisen schlägt, als wäre es sein Feind!" bat die Frau.

„Nichts hat er, Meisterin, er ist allein in der Werkstatt!"

Die Frau gab sich murrend zufrieden.

Immer mehr hellauf wurde der Schmied. Daheim pflegte ihm das Sonnenstrählchen die Frau. Einmal hatte er ihr ein Kettlein gebracht und ein anderes Mal ein Honigbrot, tropfdick gestrichen. „Danke!" hatte Nora gesagt und den Meister dabei angeschaut. Dem zuckte bei dem warmen dankbaren Blick des Mädchens das Herz hoch.

Durch das Dorf pfiff der Herbstwind. Immer kränker wurde die Frau. Immer länger wurden die Nachtwachen für das Meitlein. „Ave Maria — proteggi la tua figlia — regina del cielo e della terra — proteggi Eleonora!" schluchzte es in die Kissen, wenn es die Kranke auch gar so arg trieb mit Stöhnen und Atemsuchen.

„Ich mag die Wälsche nicht mehr," klagte die Frau, „sie soll fort aus dem Hause!"

Als sie taube Ohren fand bei dem Manne, steckte sie ihre Grillen hinter den Gesellen. Dem war nie ein so lieber Auftrag geworden. „Meisterin, ich finde ihr einen andern Ort!"

Die Frau war froh, daß ihr der Willen geschah und das Wälschlein fortkam. „Ihre fremden Sprüche hätten mich in die Erde gebracht; jetzt werde ich wieder gesund!" erzählte sie dem Gesellen.

So kam die Nora in einen andern Dienst. Der Geselle lachte, und der Schmied wurde bleich.

„Die Frau hat es befohlen!" gab Hungerleder zur Antwort, nahm nach Feierabend pünktlich die Mütze vom Kopf, vertauschte sie mit dem Hut und ging.

Der Schmied vertrank sich den Aerger im Goldenen Kalb. Mochte die Frau jammern! Warum hatte sie das Meitlein fortgeschickt, das Sonnenstrählchen. Griesgrämig tat der Meister seine Arbeit.

Eine aus dem Dorf bettete der Schmiedin und machte es ihr nicht zu Dank. Sie hatte von der Feldarbeit eine schwere Hand und ein lautes geräuschvolles Getue. Sie überschrie mit ihrem Geklage das der Schmiedin, bis diese still wurde und sich die Galle ins Blut schießen ließ ob der unguten Art der Nachbarin.

Im Frühling starb die Frau.

Der Schmied atmete auf und spürte den Wegen nach, die der Geselle am Abend ging. So fand er den Ort, wo die Nora diente. Sie war gewachsen, hatte das kindische Getue verloren und schaute unter langen Wimpern hervor prüfend auf den Schmied.

„Sonnenstrählchen," liebkoste der Schmied und hielt die Hände der Nora in den seinen. Sie machte sich frei und sah ihn seltsam an. Er konnte sich ihren Blick nicht deuten. „Was ist's mit dem Gesellen?" brauste er auf.

Da lachte die Nora so silberhell auf, daß der Meister wußte, im Herzen der Nora hatte der Geselle keinen Finger breit Boden gewonnen. „Den freit sie nicht," jubelte er, „der springt alle Abend umsonst den Weg durchs Feld!" Diese Entdeckung machte den Schmied froh. Großmütig verzieh er dem Gesellen, was dieser ihm an Ungradem zugefügt hatte. Das Sonnenstrählchen blieb sein.

„Den Schmied nimmt die Nora nicht!" sagte der Geselle, als er nach dem Meister zum Meitlein kam und dessen Gleichmut gewahrte. Er sträußte sich Haar und Bart, steckte ein Blümlein ins Knopfloch und half der Nora die schweren, mit Milch gefüllten Eimer in den Keller tragen. Zum Dank dafür wollte er ihr Händlein haschen. Sie entzog es ihm und hüpfte scheu, wie sie als Kind getan, in ihre Kammer. Ver-

gebens wartete der Geselle, pfiff ein Liedlein hinauf zum Fenster des Meitleins und schickte sich schließlich an, den Weg, den er gekommen war, verdrießlich zurückzugehen.

Früh am Morgen trafen die Männer sich in der Werkstatt über einem Stück Arbeit. Es war kompliziert und schwer ineinanderzufügen. Sie steckten ihre Köpfe zusammen, und wie sie Seite an Seite beratschlagten, hin- und herstudierten und endlich fanden, wie diese schwierige Arbeit fertig zu bringen sei, da stieg in beiden das Mitleid auf, das des Schmiedes mit dem Gesellen und das des Gesellen mit dem Schmied. „Der windige Geselle," dachte der Schmied, „er läuft sich umsonst die Schuhsohlen nach der Nora ab!" „Die Bärentatze des Schmieds, wie könnte sie dem zarten Kinde gefallen?" schmunzelte der Geselle. So kamen sich die beiden Männer wieder näher. Ihre Hämmer flogen von früh bis Mittag und von Mittag bis Feierabend. Zwischenhinein trank der Meister sein Glas im Goldenen Kalb und der Gesell sein Schnäpslein direkt aus der Flasche, die ihm, so oft sie leer war, von der Krämerin für ein paar Batzen gefüllt wurde.

Jede Woche versuchten die Männer am Samstag ihr Glück bei der Nora zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedenen Wegen. Es ging stark in den Sommer. Die Sonne stand strahlend über gelbem Korn und brannte den Aepfeln ein Wänglein rot. Im Rebberg wuchsen die Beeren am Stock, und in den Hasel- und Himbeersträuchern lockte köstliche Frucht zum Genusse.

Da vermochte der Schmied die Ungewißheit nicht länger zu ertragen. „Eh, es ist längst kein Kind mehr und auch kein Krankes, das Sonnenstrählchen!" sprach er. Es fiel ihm ein, wie sie vor ihm gestanden hatte, strahlend und stark — üppiger wie die Frauen des Landes — grade wie eine zum Brechen reife Frucht. Wie war ihm ihr Lachen in die Sinne gefahren! Schweratmend hatte er sich gebändigt. „Ich trag es nicht länger," stöhnte er, als ränge er mit der eigenen Gutheit, die immer Meister geworden war über die Kraft, die seine Adern anschwellen ließ. „Ich kann sie nicht mehr schonen," stammelte er und sah dem Spiele zweier Katzen zu, die sich in der Sonne balgten. Er schritt über sie hin, durch das reife Korn, ließ ab und zu einen körnerschweren Halm durch die Finger ripschen oder köpfte ein Wucherkraut, das breit und bunt seine Pracht zwischen dem buschigen Wald und den Feldern entfaltete. Purpurn sank die Sonne hinter den Hügeln, und der Mond schob sich vor, gelb und rund, und lachte in den Tag, der nicht enden wollte. Der Schmied blieb einen Augenblick stehen, betrachtete die Gegend, die ihm erhabener schien als sonst und prächtiger, wie festlich geschmückt für ihn — zur Erfüllung seiner Sehnsucht.

Ein Paar tauchte am Waldrand aus dem Kornfeld auf, blieb stehen und sah wie der Schmied in die sinkende Sonne. Sie standen im Lichte; die letzten Tagesstrahlen leuchteten glutrot im Goldschopf des Weibes. Wie eine Gloriole umgab der Glanz ihr Haupt. Das Blut stockte dem Schmied. Er sah, wie das Weib mit dem Burschen schön tat, ihm jede Kosung zärtlich und doppelt zurückgab und ihn zurück ins Korn zog, das über ihnen zusammenwogte, wie Wellen goldenen Lichtes ... „Sonnenstrählchen!" schrie der Schmied, starrte nach der Stelle hin, wo das Paar verschwunden war und griff in rasendem Zorn in das Korn, das ihm zu beiden Seiten wuchs. Was zwei Mannsarme umspannen können, preßte er an sich, riß es aus und trampelte darauf herum, bis die Körner aus den Aehren flogen. Mit der Kraftverschwendung verrauschte ihm die Wut.

Hinter ihm stand der Geselle, der wie er die Nora im Arm des Fremden gesehen hatte. „Sie hat uns beide genarrt!" knirschte der Geselle.

Wie damals über dem Grabe des Sizilianers reichten sich der Schmied und der Geselle jetzt über dem vertrampelten Korn die Hände.

An diesem Abend machte der Schmied seinen Gesellen zum Teilhaber am Geschäft. „Eisenzahn und Hungerleder," witzelte er, nachdem ihm der Wein durch die Kehle geflossen war wie ein Brünnlein, ohne zu versiegen, „die Firma klingt!"

Fortan war kein Unterschied mehr zwischen Meister und Geselle. Abends

saßen sie zusammen im Goldenen Kalb und tranken vom gleichen Fasse. Das Geschäft ging. Es war eine Zeit, da die Leute viel Arbeit hatten für den Schmied, soviel, daß Menschenhände allein es nicht schaffen mochten. „Maschinenkraft!“ sprach Hungerleder, der, seit er Meister war wie der Schmied, sich in allen fortschrittlichen Bewegungen seines Handwerks orientierte. Grimmig fügte sich der Schmied. Er fühlte, wie seine Kraft nur noch über dem Glase in ihm war und beim Hammerschwung versagte.

Dafür kamen dem Schmied über dem Glase die Erinnerungen an das Sonnenstrählchen in lieblicher und lockender Form. Oft war es ihm, als könnte er sie greifen, oder ihre Stimme sprach in tönenden, welschen Lauten das Gebetlein her, das sie am Sterbebette des alten Bruccla gehört hatte.

„Pah, der Sonnenstrahl der Flirreflirr!“ schnaubte Hungerleder und suchte in der Gegend ein Weib, das bereit war, Besitz und Bett mit ihm zu teilen. Er fand eine Hausfrau, die ihm half das Geschäft in immer weiterm Rahmen zu betreiben und ihm den Wohlstand mehrte. Kinder sprangen ihm zwischen den Beinen durch, eins nach dem andern, und lernten aus dem Hause in die Schule laufen. Er hatte das Erlebnis seiner Jugend vergessen — bis auf einige laue Vorwinterabende, an denen auch ihm der Name Eleonora und eine Sehnsucht, wie sie unerfüllten Wünschen das Leben lang wie ein Schatten anhaftet, bedrängte. „Du trinkst zu viel mit dem Schmied!“ Mit diesen Worten zerstörte ihm seine Ehefrau schnöde den Rest von Traumseligkeit, der neben dem Alltag noch in ihm aufzukommen vermochte. Von da an saß der Schmied abends allein im Goldenen Kalb, ließ sich von dem Wirt einen dunkeln, fast schwarzen welschen Wein einschenken und sinnierte über seinem Trank dem Zauber nach, mit dem sein Herz an das Wälschlein gebunden blieb.

IV.

Aus Tagen wurden Wochen, Monde und Jahre. Silbergarn mischte sich in den Bart des Schmiedes, machte sein Haupthaar weiß und ließ ihm die Augenbrauen grau und borstig wie ungekämmte Haare werden. Von seinem Körper war das Fleisch abgefallen, und die alte Kraft der Jugend glühte ihm nur noch in den Augen. Darin war das Feuer geblieben und überstrahlte das runzelnde alte Gesicht mit dem Glanz, der dauerhafter als die Jugend ist und vorhält bis zum Grabe. Mit dem Schwinden des Fleisches war auch das Schmerzhafte aus den Erinnerungen an sein früheres Leben und Wünschen geschwunden. Es war, als wäre alle Sehnsucht in ihm schlafen gegangen und als lebe nur der Augenblick noch, der schwerflüssig und dunkel wie ein Tropfen seines geliebten südländischen Weines ihm am Munde hing.

Ungefragt setzte sich der Wirt zu ihm und erzählte, wie er sich am verwahrlosten Grab des alten Bruccla geärgert habe, neben den seine Frau zu liegen gekommen war, die Eva. Der habe ihn noch über das Grab hinaus gekränkt, meinte der Wirt, der alte Schuldenmacher, Gaukler und Hansnarr. „Keine Hand riß das Unkraut je von seinem Grab, und was daran nur fortzukommen vermochte, das wucherte und warf seinen Samen hinüber auf das Grab meiner Eva, sodaß wir schier nicht nachkamen mit Jäten. Heute liegt der erste Strauß auf dem Grabe. Zwar ist's ein wilder, mit Kräutern aus einer andern Erde als der unsern untermischt. Für einmal kann ich ohne Aerger an das Grab meiner Eva denken,“ schloß der Wirt und humpelte hinüber an den Tisch der andern Gäste, um ihnen die Neuigkeit zu erzählen und die Mutmaßungen, die daraus aufschossen wie die Pilze aus nassem Boden.

Der Schmied schaute in sein leeres Glas, sog den Duft ein, der an den Wänden vom welschen Wein hangen geblieben war, schob seinen Stuhl zurück mit einem Ruck und begehrte in den Frieden seiner Kammer. „Sonnenstrählchen,“ murmelte er, „Sonnenstrählchen!“ Er hatte dabei eine unklare Vorstellung von etwas, das glänzend und lieblich war und sein Herz mit einer heimlichen zitternden Freude anfüllte.

Er lief nicht mehr wie in jüngern Jahren hinaus ins Blaue, den Spuren nach, darüber ein Sonnenstrählchen gehuscht

war. Daheim setzte er sich in die Stube, zu oberst an den Tisch und wartete auf das, was ihm das Leben noch schenken wollte. Langsam verflog der Rauch des Weines aus seinem Gehirn. Er vermochte die Schläge der Uhr zu zählen; dazwischen war es ihm, als höre er das Grochzen seines toten Weibes aus der Kammer nebenan und dazwischen die süße Stimme der Norina ängstlich sprechen: „Ave Maria — regina del cielo e della terra — ave Maria ...“

Zwischen Abend und Nacht klopfte es an das Fenster der Schmiedstube.

„Herein zur Türe!“ rief Eisenzahn.

Eine Fremde trat zögernd und unsicher ein, legte ein Päckchen auf den Tisch und wandte sich zum Gehen.

Der Schmied griff nach dem Päcklein, öffnete es rasch und hielt das Messer in Händen, jenes Messer, das der Nora in seiner Werkstatt geflickt worden war.

„Frau, wo ist sie, die es Euch gab?“ fragte er kurz und schwer atmend.

„Tot!“ antwortete die Fremde und schlug das Kreuz dazu. „Weit dort unten sah ich die Nora!“ Sie deutete mit dem Finger über die Berge hin, die wie eine Wand hinter der Ortschaft lagen und nach Süden standen.

„Weit dort unten,“ wiederholte die Frau, „im Spital. Sie starb, ich kam davon und bin auf dem Wege zur gnadenreichen Frau, um ihr für die Rettung zu danken!“

Sie nahm den Stuhl nicht an, den ihr der Schmied, der sah, wie ihre Kraft fast erschöpft war, anbot.

„Ich muß dort sein zur Morgenmesse, Herr, lebt wohl!“

Sie verschwand in der Dunkelheit der Nacht.

Der Schmied hielt das Messer fest umklammert. Da war eine Botschaft, ein Zeichen, daß ihn das Sonnenstrählchen nicht vergessen hatte, durch alle die Jahre nicht, die zwischen seinen weißen Haaren und jenem Abend lagen, darin die Nora mit dem andern im Korn verschwunden war. Eisenzahn hob das Messer gegen das Licht. Er sah, wie zwischen Scheide und Klinge ein Streiflein Papier eingeschoben war. Das zog er vorsichtig heraus. Es war nur ein beschmutztes, elendes Fetzlein, darauf der Schmied nichts anderes zu lesen fand als den Kosenamen, den er dem Mädchen gegeben hatte: „Sonnenstrählchen!“ Andächtig, wie ein Heiligtum, küßte er das befleckte Streiflein und schob es zurück in seine frühere Lage, zwischen Scheide und Klinge.

Es litt ihn nicht mehr in der Stube. Der Friedhof fiel ihm ein mit dem zum ersten Mal geschmückten Grabe des fremden Narren. Dorthin trieb ihn die Unruhe. Er fand das Grab und darauf den Busch, von dem der Wirt gesagt hatte. Ein starker Atem schlug ihm aus den Kräutern entgegen, wild und balsamisch. Der Schmied beugte sich über die Kräuter, die auf der gleichen Erde gewachsen waren, darauf die Nora geworden war, jener fremden Erde, deren Duft ihn all die Jahre mit einer herben Süßigkeit umgeben hatte, mit einer bitter schmeckenden Sehnsucht, die ihn vom Alltäglichen ab und den unbegreiflichen Dingen zuführte, die zu spüren, aber nicht zu verkörpern sind.

Er wurde müde und kauerte sich auf dem Grabe des Sizilianers zurecht und hielt das Messer mit dem Papierfetzlein im Hosensack umklammert. Die Vergangenheit stand vor ihm auf, die Bosheit des alten Narren, des Bruccla, daneben die Lieblichkeit des Meitleins geglüht hatte wie ein Honigtropfen am Hornussenstachel. Er sah das Sterbelager des Alten vor sich. Die Handfläche wurde ihm warm, so, wie sie es ihm gewesen war, als er das Waislein wieder hinübergeführt hatte zu der kranken Schmiedin. Dann war es ihm entschlüpft und war doch immer in seinen Gedanken gewesen und hatte ihn nie verlassen in seinem Herzen. Jetzt war es gestorben. Es sollte tot sein, wie ihm die Frau tot war oder wie der Alte, der unter ihm lag, verfault im Leibe. „Das Sonnenstrählchen, mein Sonnenstrählchen!“

Er starrte vor sich hin. Das war nicht wie bei der Frau, nicht wie es beim Alten war. Das Sonnenstrählchen lebte in ihm.

Er kam in seinem Grübeln in einen traumhaften Zustand. Etwas in seinem Innern, das sonst zugeschlossen war, sprang auf und versetzte ihn in einen seltsamen, hellseherischen Zustand. Eine feine, leise Stimme erzählte ihm, wie die Nora, ver-

raten und verlassen, zugrundegegangen war in der kalten Welt. Der rauhe Schmied wurde weich in seinem Zustand und empfand so zart, als hätte er immer mit dem zierlichsten Gespinst hantiert, anstatt mit Eisen und Hammer und der Glut des Feuers.

Die Luft um ihn tönte ihm von Eleonora, es war ihm, als kämen Töne zu ihm aus der Nacht an sein Ohr. „Sonnenstrählchen, warum gingst du ins Korn mit dem andern?“ bettelte er. „Ich war da, bereit zu geben, was ein Mann dem Weibe gibt!“

„Warum?“ bat er still.

„Warum?“ bat er dringender.

Und plötzlich wußte er, daß es gekommen war, weil er das Meitlein zu lieb gehabt hatte, in jener ängstlichen Vaterliebe, die den Eigenwunsch unterdrückt, um das zarte Seelchen nicht zu kränken, das wie ein Schmetterling im Glanze leuchtet und ihm so zerbrechlich erscheint. Darüber hatte die Nora die Geduld verloren und sich das Leben verderben lassen.

„Armes Liebes,“ stammelte der Schmied, „armes Liebes!“ – riß sich aus dem seltsamen Zustand heraus und stand vom Grabe des Alten auf. Langsam, langsam fügte sich sein schwerfälliger Geist in das Verständnis der Geschehnisse ein.

„Es ist doch mein, das Sonnenstrählchen!“ sagte er sich auf dem Heimweg vom Friedhof. „Und ich habe diese Nacht eine neue Sprache gelernt: die Sprache der Toten.“

V.

Hungerleder hörte von dem Tode der Nora. Er beobachtete, wie der Schmied herumging mit einem neuen Zug im Gesicht, der kein schmerzlicher war und ihm das Antlitz verklärte, als schreite er einer seligen Gewißheit entgegen oder als trage er in sich ein Wunder, das einen Glanz aus allen Furchen und Runzeln erstrahlen ließ wie das Sonnenlicht, wenn es auf eine Bergspitze fällt.

„Meister!“ grüßte Hungerleder den Schmied, so, ohne sein Wollen in die frühere Gewohnheit verfallend, aus jener Zeit, da er noch Geselle und nicht Teilhaber des Geschäftes war.

Gern wäre er am Abend dem Schmied ins Goldene Kalb gefolgt, um wie ehedem die Stunden auszufüllen mit einem Gespräch, das zu Anfang lebhaft war und einsilbig wurde und zuletzt verstummte, wenn die Uhr die Mitternachtsstunde anschlug. Sein Eheweib stellte sich dagegen. Ihre derbe Wirklichkeit faßte den Ausreißer am Kragen, zeigte auf die Buben- und Mädchenschar, die ihr mit den Jahren aus dem Schoße in die Wiege und von dort auf die Gasse und ins Handwerk sprangen, die alle hungrige Mäuler hatten und Brot verlangten und Leiber hatten, denen kein Rock und kein Hemd ohne Geld am Leibe wuchs, und einen Verstand, den zu bilden das allerschwerste Geldsäcklein als Opfer grade gut genug war. Sie bedeutete dem Mann, daß er der Vater dieser heischenden Mäuler war und kein Geld für das Wirtshaus und keine Zeit zum Spintisieren habe. Sie verstand die Forderungen ihrer Kinder so breit und kräftig dem Hungerleder durch die Ohren ins Herz zu schreien, daß er sich willig ihrem Regiment fügte und den Wohlstand des Geschäftes mit kluger Berechnung mehrte.

Der Schmied trank allein seinen schwarzroten Wein, blieb mit der Nase über das Glas gebeugt sinnend sitzen und lauschte den Tönen, die ihm von weit her kamen, zu hellem Lachen und wehen Seufzern wurden und zärtlich ausklangen in den Koselaut: „Sonnenstrählchen! Sonnenstrählchen!“

Erdenlauf

Schwinge, schwing dich, heilge Erde,
Durch die grenzenlosen Räume —
Bis vom fernsten ihrer Säume
Niederrollend, hochaufstäubend,
Deine Pracht zertrümmert werde!

Einmal wirst du jäh zerschellen —
Doch vollende deine Kreise!
Sterne funkeln deiner Reise,
Sonne ist es, die dich leitet,
Und der Mond, der dich begleitet,
Sucht an dir sich zu erhellen!

Georg Küffer, Bern.